

Der folgende Text ist ein Einzelbeitrag, der ursprünglich als Manuskript für eine Sendung im WDR dienen sollte. Der Text ist im März 1990 entstanden und im Dezember 1990 überarbeitet worden. Wir haben ihn in unseren DDR-Block einbezogen, weil er u.E. die anderen Beiträge von einem anderen fachlichen Standort und mit anderen Darstellungsmitteln ergänzt und abrundet.

Klaus Naumann

Deutschland, reinlich Vaterland ...?

Zur Schulddebatte über die DDR-Vergangenheit – Ein Zwiegespräch unter Abwesenden

A: Nun ist sie in vollem Gange, die altbekannte Jagd nach den Tätern; nur Schauplatz und Objekt der Leidenschaften haben gewechselt. Die ehemalige DDR ist dran, und mit ihr die Kommunisten und ihr Stasi-Umfeld ... Und, machen wir uns nichts vor, auch das Schema ist wohlvertraut. Zunächst wird die allfällige justizielle Bearbeitung erfolgen. Kostproben hat man schon erhalten. Alles nach dem eingeführten Motto einer anderen deutschen Säuberung: »Die Großen hängt man, die Kleinen läßt man laufen.« Was wird dann folgen? Programmgemäß wäre das Massenvotum, »wir haben von nichts gewußt«, an der Reihe. Dann, nach Vorhang und Pause, der dritte Akt, das angestrengte kollektive Beschweigen, das dann – wieder einmal – von den begnadeten Spätgeburten aufgekündigt werden wird. Bis dahin aber »Wiedergutmachung« mit wirtschaftswunderlicher Aufbauwut ...

B: Es könnte alles so kommen, gewiß. Jeder Satz dieser Szenarios begrenzter Unmöglichkeiten. Was aber mehr irritiert als diese Perspektive ist die Gewißheit, mit der sie – hier offen, anderswo unterschwellig – verkündet wird. Aus ihr spricht die Stimme der entnervten und enttäuschten Trauerarbeiter-West. Sie sind nach zwei Jahrzehnten des engagierten Protestes nun doch wieder bei ihren Vätern angekommen – mit der gleichlautenden Versicherung, die diese schon entschuldigend auf den Lippen führten: es könne gar nicht anders sein, es hätte gar nicht anders ablaufen können, was damals – dieses allgegenwärtige Damals – geschah. Und Alternativen, die gab es sowieso nicht. – Zukunft als gegenwartslose Verlängerung der Vergangenheit?

Noch ein anderer Ton mischt sich in die negative Prophetie des Immergleichen. Da ist wohl auch verletzter Stolz im Spiel, sollten andere dort drüben aufnehmen, was uns hier zu hartleibig erscheint – oder doch: zu fad. Denn die Betroffenheitsrhetorik, die haben wir abgeklärten Aufklärer natürlich hinter uns gelassen. – Ist alles, was da bleibt, ein fataler Rest an Besserwisseri? Die letzte der Utopien tritt in's Gefecht, die negative.

A: Sage niemand, dieses Empfinden sei eine Einzelercheinung, die Marotte eines überreflektierten Zeitgeistlichen. Ist es uns nie begegnet in den vergangenen Jahren, dies Gefühl der Übersättigung an einer Erinnerungskost, die allzu sehr mit dem Narzißmus der

Betroffenheitsfundamentalisten gewürzt war, um noch genießbar zu sein. Wenn da im Geschwindschritt an eine erste Schuld die zweite Schuld angehängt und dann, dem Marktgesetz folgend, schon nach der Historikerdebatte eine »dritte Schuld« aus der Taufe gehoben wurde. Steht jetzt die vierte Schuld in's Haus, auf daß man in wohligem Schauder sich drin einrichte?

Klingt es vermessen, wenn sich der Wunsch regt, »die da drüben« möchten solche Entblößungen des Selbstmitleids und der Verzweiflungsgesten vermeiden?

B: Uns steht es wohl nicht an, Verzweiflung, Scheitern und den Zusammenbruch von Hoffnungen (– und haben wir sie nie geteilt, teilen wir sie denn nicht mehr? –) in ästhetischem Hochmut zu Stilfragen zu erklären.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen, eine vorteilhafte Ungleichzeitigkeit, die sich da offenbart; zu passend, um ganz zufällig zu sein. Jetzt, da die Vergangenheitsdebatte des gescheiterten Realsozialismus an die linken Tabus rührt und die letzten Winkel der heilen, der besseren Welt ausgeräumt werden – ausgerechnet da regt sich Überdruß an der nicht enden wollenden – besser wohl: nicht enden könnenden – Vergangenheits- und Verantwortungsstöberei? – Auf einmal meldet sich die »Gnade der späten Geburt« bei den schärfsten Kritikern dieses Kanzlerwortes: wir haben damit nichts zu tun.

A: Und dennoch, es ist das hiesige politische Umfeld, das viele der notwendigen Sätze auf den Lippen gefrieren läßt. Nicht um Schuldbekennnisse geht es dort, sondern um die Entrichtung eines neudeutschen Gesinnungszolls, welche erst dazu berechtigt, in die Gefilde des politischen Diskurses einzutreten: nationale Bekenntnisse werden verlangt in den tonangebenden Medien, von den stichwortgebenden Publizisten wie Joachim Fest oder Karl Heinz Bohrer. Im übrigen aber ist, den üblichen Verlautbarungen zufolge, der Sozialismus tot. Wer noch von den Altgläubigen lebt, soll abschwören. Bis zum Utopieverbot steigert sich die Intellektuellenschelte. – Kein Augenblick für Bekennerbriefe! Wo die Parole wieder einmal »Freiheit oder Sozialismus« lautet, würden sie einvernahmt, umgedeutet, entschärft, aufgerufen zu Kronzeugen wider Willen für diese beste aller Welten.

B: Wenn es denn eine Wiederkehr des Immergleichen gibt, so zeigt sie sich in diesem Wortwechsel. Geht die Herrschaft des alten Arguments, die Gegenseite könne unsere Worte mißbrauchen, nie zu Ende? Die Lebendigkeit der Debatte in den sog. fünf neuen Ländern, die nur verhalten zu uns herüberklingt, die etwa in den Beiträgen von Helga Königsdorf oder Christoph Hein ganz greifbar ist, sie lebt doch gerade vom befreienden Verlust alter Rücksichtnahmen, eingeübter Feindbilder, des ihnen innewohnenden vorauseilenden Gehorsams und dessen professioneller Einäugigkeit.

A: Wo aber die Einäugigen König sind und sich obendrein als »Sieger der Geschichte« aufspielen, da wird das anders aussehen müssen. Hierzulande steht nicht das Betrauern eines Staats- und Systembankrotts auf der Tagesordnung, sondern der Triumph der zahlungskräftigen Konkurrenz. Gestern sprach man noch davon, wer die Begriffe besetze, der beherrsche auch die Menschen. Inzwischen ist die Historikerdebatte, der diese Zeile entnommen ist, längst Politik geworden. Nicht um Worte geht es mehr. Es geht um ganze

Länder, um Staaten; sie werden zwar nicht besetzt, aber das böse Wort vom »Anschluß« ist nach herrschender Lehre durchaus grundgesetzkonformistisch. Und dahinter stehen die alt-neuen Nachbarstaaten Europas.

Utopisten werden die Weltverbesserer gescholten, während man sich anschickt, in einem neuen – dem wievielten eigentlich? – Anlauf »Deutschland« zu rekonstruieren und obendrein halb Europa umzugestalten. Mit dem Ruf »keine Experimente« stürmen Wiedervereiniger und Exportstrategen in das größte Nachkriegsexperiment beider ehemals selbständiger Teile Deutschlands ...

B: Aus der Mischung von ohnmächtiger Wut und Anklage spricht nicht nur die begründete Verzweiflung über eine fundamentale Niederlage der Linken. In die vehementen Anwürfe mischt sich auch Wehmut, die Erinnerung an die heroische Zeit der Historikerdebatte, als – einmal noch – die alten Fronten klar und übersichtlich schienen: hier die Aufklärer, dort die Revisionisten; hier die Moralisten, dort die Verdränger; hier Bolschewismus, dort Faschismus – tertium non datur. Und doch wäre im Rahmen einer nunmehr binnen-deutschen Vergangenheitsdebatte eine neue Runde dieser Auseinandersetzung fällig: wie steht es nun wirklich mit der Vergleichbarkeit und Unvergleichbarkeit von Faschismus und Stalinismus, wie um die Wechselwirkungen des Unverwechselbaren, jenseits der Einzigartigkeit von Auschwitz? – Oder – darf man so formulieren? – taugt »Auschwitz« nur noch als Metapher eines Denkverbotes? – Wenn das so wäre, dann hätten die Nazis auf paradoxe Weise doch noch gesiegt: denn sie hätten erreicht, daß aus der Geschichte nichts gelernt werden könnte, weil die negative Faszination, das Ausmaß der Unmenschlichkeit, uns stumm und ohnmächtig macht – unfähig, Begründungen zu finden, Vergleiche anzustellen und Vorbeugen zu treffen. Was sollte dann vor Wiederholungen noch schützen?

Nicht Gleichsetzungen, aber Vergleiche und Gleichklänge der Formen totaler Herrschaft wären ein Thema – mit der neuen Erfahrung, daß dies keine innerlinke Debatte sein wird. Die Geborgenheit der alten Fronten ist perdu.

In der ehemaligen DDR ist dieser Schritt jetzt vollzogen. Man spricht in Analogie zur nationalsozialistischen Erfahrung vom »alltäglichen Stalinismus«, Selbsterfahrungsgruppen werden eingerichtet, Beratungsstellen angeboten. Gerade die gescholtenen »kleinen Leute«, die Mitläufer, melden sich zu Wort. Die Resonanz auf die Offenbarungen Walter Jankas, seine Demütigungen und seine Parteierfahrungen war gewaltig.

A: Die rasche Personalisierung – oben wie unten – in der Debatte um Schuld und Verantwortung kann nicht befriedigen, solange die systematischen Ursachen und die strukturellen Gewalten ausgeblendet bleiben: Allmachtssysteme mit diktatorischen Konsequenzen. Ein DDR-Kritiker hat das Abhängigkeitssystem als einen Matrjoschka-Effekt beschrieben. Wie die Puppe auf die Puppe in der Puppe so folgten die Hierarchien ihrer eigenen Logik – bis hin zur letzten Figur des Generalsekretärs.

Wenn das strenge Wort zutrifft, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient – welche Rückschlüsse läßt das auf dieses Volk zu? Offenbar entsprach dem Parteimonarchismus ein Untertanenvolk, das sich in regressiver Geborgenheit recht und schlecht mit

dem System arrangierte. Ein Herrschaftspakt auf Gegenseitigkeit, Unmündigkeit als Gegenpol zur allzuständigen Staatspartei und Weltanschauung.

B: Der Exkurs in die Großbegriffe Struktur und System hat seine Tücken. Wo alle auf ihre Weise schuldig geworden sind, da wäre die Formulierung einer »Systemschuld« – der alten These von der »Kollektivschuld« vergleichbar – doch nur die bequemste Form der Absolution. Wo alle oder alles schuld ist, verliert sich die persönliche Haftung.

Aber immerhin, wenn alle Katzen grau sind, ist auch die Schwarz-Weiß-Malerei am Ende. Und vielleicht ist das ja – jenseits von Abgeklärtheit und Verleugnung – das handfesteste Zwischenergebnis, daß der moralische Rigorismus angeschlagen ist. Damit wäre ein Denkmuster erschüttert, das seine Überzeugungskraft und Zählebigkeit noch stets aus der Unterstellung, dem Worst-case-Denken bezogen hat. Die Konsequenz wären Zwischentöne. – Emphatisch gesprochen: wenn die Suche nach neuen Maßstäben die verdächtige Grauzone erschlossen hätte, dann erst wäre das alte reinlich' Vaterland wirklich zu Grabe getragen. Und man könnte erreichen, daß im Abgrenzungs- und Bewältigungseifer vermieden wird, jene Züge der Strenge und Unerbittlichkeit zu reproduzieren, die man eben noch am Gegner verdammt hatte.

Ist das ganze ohne Chancen? Eine Wortfeldanalyse der laufenden Debatte führt zu einem Katalog verdächtiger Gewißheiten, der – unterschiedlich stark ausgeprägt – den Weg zu einer neuen Nüchternheit weisen könnte. Da ist das altbekannte Triumvirat der urdeutschen Sätze: »Wir haben von nichts gewußt. Das haben wir nicht gewollt. Wie konnte es geschehen?« Seine Fürsprecher sind doch ein wenig rarer geworden. Auch auf dem Gegenpol kündigt sich neue Sensibilität an. Die Instantformeln »Nie wieder ...«, »Schluß mit ...« oder »Weg mit ...« scheinen den Zenit ihrer Begeigerungswirkung überschritten zu haben. Salvatorische Klauseln von der »guten Idee« und der »schlechten Wirklichkeit« mit ihren »Deformationen« geraten unter Verdacht, wo offenkundig geworden ist, daß die »reine Form« selbst der Überprüfung bedarf. Abgenutzt sind schließlich alle jene normativen Attribute, die bislang den Sprachschatz dominiert hatten – wie »unbeugsam« und »standfest«, »unbeirrbar« und »selbstlos«, »allzuständig« oder »allseitig«.

A: Schön und gut, es lebe die Grauzone. Aber ihren eigenen Paradoxien entkommen, das kann sie auch nicht. Wo, bitteschön, ist der Maßstab des Mittelmaßes, der Durchschnittlichkeit, der Ambivalenzen? – Hans Magnus Enzensberger und Karl Markus Michel haben kürzlich das Hohe Lied einer neuen Güteklasse von Staatsmännern, der »Helden des Rückzugs«, und das Lob des Massenopportunismus der Wendehälse gesungen. Wohl wahr; wo wären die einen ohne die anderen. Eine plausible Summe, aber sie hat es in sich. Die Befunde der DDR-Psychologen sprechen von einer autoritätsgläubigen, ängstlichen und gefühlblockierten Bevölkerung. – Kann ein kaputtes Volk überhaupt Revolution machen, Revolution gemacht haben?

B: Immerhin hat der Mitläufer gezeigt, daß er auch anders kann. Die Debatte ist mithin an einem Punkt angelangt, der nach 1945 schon einmal berührt wurde. Diesmal nähern wir uns vom anderen Ende. Hannah Arendt sprach rückblickend von der »Banalität des Bösen«. Gibt es nicht auch die Banalität des Guten?

Beides aber mobilisiert Abwehr in uns. Denn ist es nicht gleichermaßen kränkend und demütigend, von Dutzendpersonen geknechtet wie von Durchschnittstypen revolutioniert zu worden zu sein? Wieder verweist der Kontext der DDR-Debatte auf unsere eigenen Defizite. Es wäre wohl an der Zeit, ein weiteres Tabu der hiesigen Geschichtsdebatte zu brechen und einem Anti-Begriff zu seinem Recht zu verhelfen, der dem der Grauzone und des Mittelmaßes eng verwandt ist. In der hochmoralischen Luft der Singularitäts-Kontroverse um Auschwitz war nämlich der Begriff der Normalität oder der Normalisierung verdächtig und zum Reizwort geworden. »Normalisierer«, das waren immer die anderen, hieß es mit dem Unterton eines permanenten moralischen Ausnahmebegehrens. Übersehen hatte man freilich, daß solcher Moralismus in der Gefahr steht, auf seine Weise das fortzusetzen, was das deutsche Sonderbewußtsein traditionell ausgezeichnet hatte: die Verachtung zivilgesellschaftlicher Tugenden, deren Ernstfall schon der Alltag ist und nicht erst jene imaginäre Stunde des letzten Gefechts oder der akuten Katastrophe.

A: Wo aber liegt sie, die Normalität – nach Hitler und nach Honecker? Immerhin könnten wir die Erfahrung beisteuern, daß Mittelmaß und Wahn unangenehm eng beieinander wohnen. Derselbe Enzensberger, der das Lob des Rückzugs angestimmt und den Blick für das Mittelmaß geschärft hat, vergaß nicht, auf die bekannten exzessiven, intoleranten und zerstörerischen Qualitäten hinzuweisen, mögen sie sich nun im Autowahn, im Ökozid oder in der Arbeitswut ausleben. Alltagstugenden sind es allemal, die dem zugrundeliegen. Und keine Vergangenheitsbewältigung wird diese Symbiose aufsprengen.

Normalität unter diesen Vorzeichen zu denken, verweist auf ein utopisches Minimum – jenseits vom Neuen Menschen und vom Alten Adam. Kein dritter Weg, wohl eher eine Quersumme. Vielleicht kündigt der beschworene Tod der Utopie davon, daß sie endlich dort angekommen ist, wo sie hingehört – nach ihren jahrelangen Seelenwanderungen durch die Dritte Welt, die Befreiungsbewegungen, die Arbeiterbewegung der Metropolen und den Realsozialismus: vor der eigenen Tür. Der Schritt vom Wir zum Ich. Wo vorher die Mauer stand, steht jetzt – ein Spiegel.